niert? Muss für das Web also eine eigene Wissenschaft, eine Webwissenschaft geschaffen werden, die das in den letzten Jahren sich rasant entwickelnde WWW zum Gegenstand hat?

Die Beiträge, die Konrad Scherfer in dem Band „Webwissenschaft – Eine Einführung" versammelt, geben auf diese Fragen keine eindeutige Antwort, zeigen vielmehr ein heterogenes Feld von methodischen Ansätzen und Themen, die in der Summe einen guten Überblick bieten über zentrale Problemfelder, die derzeit die Diskussion über das Web 2.0 prägen und es damit als einen neuen Gegenstandsbereich wissenschaftlicher Forschung empfehlen: Beiträge zu anwendungsorientierten Aspekten, wie Medienrecht fürs Internet, wirtschaftliche Aktivitäten im Netz, Ratgeber (z. B. Medizin) im Web oder Webgestaltung, finden sich ebenso wie Reflexionen über Forschungsmethoden, etwa zur Suchmaschinenforschung oder zum Webjournalismus, und mithin eine Reihe von z. T. hervorragenden Aufsätzen zu Einzelaspekten, wie z. B. die übersichtliche Darstellung von unterschiedlichen Qualitätskriterien zur Beurteilung von Websites von David Kratz oder Rainer Leschkes entlarvende Analyse von Netzliteratur und ihres Mythos der grenzenlosen Kombinationsmöglichkeiten.

Gerade die Heterogenität der verschiedenen Aufsätze scheint dabei das programmatisch angelegte Vorhaben von Scherfer zu rechtfertigen: Muss nicht tatsächlich gefragt werden, ob man die unterschiedlichen Beobachtungsstandpunkte bei der Analyse des WWW nicht in einer neuen Wissenschaft vereinen könnte?

Besonders markant nehmen hierzu die beiden Aufsätze von Konrad Scherfer und Helmut Volpers Stellung, können sich aber zunächst – wie sie selbst eindringlich begründen – nur in Abgrenzung zu etablierten Disziplinen positionieren. Konrad Scherfer skizziert in seinem einleitenden Beitrag grundlegende Positionen des Diskurses über das Web (z. B. Digitalisierung, Hybridisierung, Interaktivität) und versucht sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Und Helmut Volpers drängt in seinem konzeptionellen Beitrag „Warum eine Webwissenschaft?" darauf, theoretische Unschärfen bei der nunmehr zu beobachtenden Verstetigung des WWW nicht länger in Kauf zu nehmen, und verweist auf Ansätze – insbesondere der US-amerikanischen Kommunikationswissenschaft –, das Web als eigenen wissenschaftlichen Gegenstandsbereich zu konstituieren. Doch führt seine Konklusion letzthin zu der paradoxalen Feststellung, dass nur transdisziplinäre Ansätze hier weiterführend sein können, also Ansätze, die verschiedene Disziplinen im Hinblick auf eine übergreifende Fragestellung koordinieren. Dass dies „die Herausbildung einer eigenständigen Webwissenschaft kontraindiziert", wird von ihm selbst eingeräumt, nicht ohne jedoch aus „forschungspraktischen Erwägungen für eine Webwissenschaft" zu plädieren, um eine grundlegende „Phänomenologie" des Webs zu erarbeiten.

Vielleicht ließe sich das Paradoxon in zukünftigen Arbeiten zum Web leichter auflösen, wenn man sich von der Logik der institutionellen Ausdifferenzierung des universitären Wissenschaftsbetriebs und dem Profilierungsdruck von Einzeldisziplinen zumindest für die forschungsleitende Diskussion befreien und stärker auf die – ja bereits existierenden – transdisziplinären Ansätze einlassen würde.

Fürs erste ist Konrad Scherfer und seinen Mit-Autoren mit dem Band „Webwissenschaft – Eine Einführung" ein erhellender Fragenkatalog gelungen, der Grenzen bisheriger disziplinärer Methoden und Zuordnungen aufzeigt, eine erste Bestandsaufnahme von aktuellen Diskussionsansätzen über das Web bietet und damit eine wichtige Orientierungshilfe in einem neuen Forschungsfeld leistet.

Thomas Weber

**Martina Schuegraf**

**Medienkonvergenz und Subjektbildung**

Mediale Interaktionen am Beispiel von Musikfernsehen und Internet

(Medienbildung und Gesellschaft; 5)

Wiesbaden: VS, 2008. – 315 S.

ISBN 978-3-531-15636-1

Die im erziehungswissenschaftlichen Kontext der Arbeitsgruppe um Winfried Marotzki (Magdeburg) entstandene empirische Dissertation widmet sich in rezipientenorientierter Perspektive dem Thema, wie sich Jugendliche und junge Erwachsene in ihrem Alltag mit dem heutzutage überaus vielfältigen Medienangebot auseinandersetzen. Untersucht werden die Verwendungsweisen konvergenter Medienangebote durch junge Menschen am Beispiel der in Deutschland empfangbaren Musikfernsehsender mit ihren Websiteangeboten. Besondere Berücksichtigung findet die Frage nach den Einflussmöglichkeiten auf die Sender seitens der Zuschauenden. Die Untersuchungsergebnisse werden dazu herangezogen, die Bedeutung medienkonvergenter Interaktionen im Hinblick auf subjektkonstituierende Prozesse herauszuarbeiten.



https://doi.org/10.5771/1615-634x-2009-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Autorin wählt ein qualitatives Forschungssetting, „welches nach interpretativen Paradigmen angelegt ist. Die Perspektive auf das Untersuchungsfeld ist eine erziehungswissenschaftliche, die durch sozial- und kulturwissenschaftliche Theorien expliziert und mit medienwissenschaftlichen Forschungsansätzen angereichert wird“ (S. 14). Gefolgt wird der Forschungslogik der Grounded Theory (Kap. 4.2). Kern der Untersuchung sind zwölf ausführliche explorative Interviews mit jungen Menschen im Alter von 16 bis 24 Jahren (S. 119f.), die mit Hilfe der computergestützten qualitativen Datenanalyse (ATLAS/ti) ausgewertet werden. Ziel der empirischen Analyse sind Fallrekonstruktionen und darauf aufbauende empirische Modelle der Subjektkonstitution bei medienkonvergenter Interaktion (Kap. 5 und 6).

Die Arbeit gliedert sich wie folgt: In Kapitel 1 werden zentrale Grundbegriffe wie Medienkonvergenz, Crossmedia und Intermedialität vergleichend definiert. Es folgt ein Kapitel zu den zur Analyse ausgewählten Medien, nämlich Musikfernsehen und deren Websiteangebote („Entwicklung und Charakterisierung von MTV & VIVA“). In Kapitel 3 werden die theoretischen Konzepte Performance, Performanz, Performativität vergleichend ausgeführt: Dieses Kapitel erhält seine Relevanz vor dem Hintergrund des Anspruches, Sozialisationswirkungen des Medienhandelns abschätzen zu können; die Autorin referiert hier tragend auf das Werk von Judith Butler („Performativität und Subjekt bei Butler“ (Kap. 3.1)). Es folgt in Kapitel 4 die Übersicht über Methodologie und methodisches Design der Studie. In den folgenden drei Kapiteln werden die Ergebnisse der Datenauswertungen vorgestellt: In Kapitel 5 werden vier Fallrekonstruktionen besprochen („Mirko: der Differenzierer, Tamara: die Sich-Abgrenzende, Jan: der Echtheitssuchende, Susa: die Unentschiedene“). Kapitel 6 („Subjektkonstitution bei medienkonvergenter Interaktion“) und 7 („Medialität und Subjektkonstitution: Eine Koda“) widmen sich der Theoriebildung. In dieser Hinsicht sei zum einen auf die herauskristallisierten „Schlüsselkategorien im Verhältnis zur Subjektkonstitution bei medienkonvergenter Interaktion“ (S. 145) hingewiesen: Die Autorin unterscheidet die Komponenten „Mediale Praxen (Flexibilität, Einflussnahme)“, „reflexive Authentifizierung (Präsentation, Anerkennung)“ und „Medienbiografisches Wissen (Detailwissen, Kontextwissen)“. Zum anderen differenziert die Autorin das Modell der Medienkonvergenz: Unterschieden werden „substituierendes, komplementäres und extensives Konvergenzverhältnis“ (S. 248f.). Und schließlich argumentiert die Autorin für die Einführung des Begriffs der Medienkomposition, der über die eingeführten Begriffe Medienrepertoire und -ensemble hinausgeht und die themenzentrierte Flexibilität des Medienhandelns der Rezipienten unter medienkonvergenten Bedingungen besser zu fassen in der Lage sein soll (S. 254f.).

Die Autorin greift ohne Zweifel eine äußerst relevante Fragestellung auf, nämlich die des Rezeptionshandelns junger Menschen im Rahmen unserer heutigen durch Individualisierung, Kommerzialisierung und Globalisierung geprägten Mediengesellschaft. Aktuelle Produktions-, Produkt- und Distributionsanalysen – so erhellend sie auch sein mögen – können Fragen von Mediennutzung und -rezeption bekanntlich nicht klären. Der Gewinn der vorliegenden Studie ist entsprechend als hoch einzuschätzen, da sich hier eine Autorin in innovativer Weise dem Rezeptionshandeln unter Bedingungen der Medienkonvergenz stellt. Offen bleibt jedoch die Frage, warum nicht (auch) der Weg einer ‚echten' Medienethnografie beschritten wurde: Die mit den Usern geführten Interviews sind – was die Autorin selbst auch sieht – von einem hohen Grad an Selbstdarstellung der Interviewten geprägt, die sich selbstreflexiv, für den Leser über die sog. Surfgramme (S. 123ff.) zugänglich, vorstellen. Was passiert in deren Alltag, wenn kein Forscher zugegen ist oder keine Selbstdarstellung gefordert ist?

Die Untersuchung ist mit Blick auf das methodische Vorgehen als vorbildlich einzuschätzen: Jeder methodische Entscheidungsschritt wird ausführlich begründet und erläutert. Jederzeit ist eine große Transparenz des Forschungsvorgehens gewährleistet. Die Autorin ist sich – wie alle methodisch qualitativ Arbeitenden – über das Problem der Darstellbarkeit der einzelnen vielschichtigen Interpretationsschritte und -teilergebnisse im Klaren (z. B. S. 144), deshalb gelingt es ihr auch überzeugend, dem Leser Forschungslogik und Kernergebnisse zu vermitteln.

Die theoretische Seite der Arbeit kann hingegen nicht ganz so wie die methodische Seite der Studie überzeugen. Zum einen wären nahe liegender Weise wie bei jeder Arbeit einzelne Aspekte zu diskutieren – immerhin drei seien an dieser Stelle kurz aufgeführt. In den o.g. „Schlüsselkategorien im Verhältnis zur Subjektkonstitution bei medienkonvergenter Interaktion“ wird die Kategorie „Medienbiografisches Wissen“ gebildet: Wäre es nicht sinnvoll, hier mit dem Begriff der Medienkompetenz (vor biografischem Hintergrund) zu ope-



https://doi.org/10.5771/1615-634x-2009-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - 

rieren? Zweitens wird in Kapitel 5.6 resp. 6.2.4 auf das Phänomen der Partizipation und Teilhabe am Programm der Musiksender eingegangen, unterschieden wird dabei eine starke (Protest in Blogs) bzw. schwache (Voting) Teilnahmemöglichkeit: Hier fehlt leider eine systematische Aufarbeitung der seit den 1970er Jahren anhaltenden Diskussion um Beteilungs- resp. Partizipationsoptionen des Publikums gegenüber den Machtapparaten der Sender. Und drittens wäre eine breite Ausarbeitung der umfänglichen geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskussion um den Begriff der Authentizität instruktiv gewesen: Dem Begriff kommt in der Studie zwar eine tragende Bedeutung zu (Schlüsselkategorie „Reflexive Authentifizierung"), er wird jedoch nur knapp und nur sehr selektiv theoretisch hergeleitet (Kap. 6.4).

Mit Blick auf die theoretische Gesamtdiskussion fällt zum anderen auch auf, dass die theoretischen Ansätze, auf die die Autorin referiert, nicht systematisch, teils sogar nur fragmentarisch aufeinander bezogen werden: Klassiker wie Austin oder Searle erhalten nur wenige Zeilen Aufmerksamkeit (S. 68f.) oder auch der forsche Tour d'Horizon durch das Oeuvre der medien- und kommunikationswissenschaftlichen modernen Klassiker (S. 256f.) steht in einem gewissen Ungleichgewicht zur Akribie, mit der die methodischen Fragen und Probleme beantwortet und gelöst werden. Überaus viel Platz erhält das dekonstruktivistisch orientierte Werk von Judith Butler, das argumentationsstrategisch tragend – aber m.E. nicht hinreichend überzeugend – als sozialisationstheoretische Perspektive eingeführt wird. Und dieser Umstand gibt schließlich Gelegenheit, der Verwunderung Ausdruck zu verleihen, dass eine explizit erziehungswissenschaftliche Studie kein systematisches Kapitel zum Thema Erziehungs- und Bildungstheorien beinhaltet. Vielleicht hat die Autorin diese Irritation auf sich zukommen sehen und der Studie deshalb auch eine Passage aus Goethes Faust I vorangestellt, in dem es um die Bedeutung der *Praxis* geht. Dort heißt es: Am Anfang war die *Tat*, nicht das *Wort*! Dieses Zitat findet sich auch beim klinischen Psychoanalytiker René Spitz, der es seinerzeit seiner Studie zur Entwicklung des Selbst beim Kind nachgestellt hat (engl. Orig. 1957, dtsch. 1959, Neuauflage 1970, S. 127). Sie trug den Titel „Nein und Ja", thematisierte „Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation" und wurde Teil der in den 1970er Jahre einsetzenden sozial-konstruktivistisch orientierten Neubegründung der Sozialisations- und Bildungstheorie, die gerade auch gegenüber dekonstruktivistischen Ansätzen bis heute Geltung beanspruchen kann. Trotz dieser Kritik ist der vorliegenden sehr interessanten und relevanten Studie uneingeschränkt eine engagiert geführte Rezeption und Folgekommunikation zu wünschen.

Klaus Neumann-Braun

**Franz Steinfort**

**Hörspiele der Anfangszeit**

Schriftsteller und das neue Medium Rundfunk

Essen: Klartext, 2007. – 372 S.

(Düsseldorfer Schriften zur Literatur- und Kulturwissenschaft; 4)

ISBN 978-3-89861-1835-9

Rundfunk und Literatur – zu dieser mitunter schwierigen Beziehung wird in Deutschland – wenn nicht mit Hochdruck, so doch recht stetig – gearbeitet. Eine Basis bildet der Umstand, dass an bislang traditionell germanistischen Instituten nun „Medienkultur" gelehrt wird. Ein Erfolg ist in den sich ausdifferenzierenden Methoden zu erkennen, die „Literatur im Medienzeitalter" zu analysieren. Die thematischen Zugänge zu diesem Arbeitsgebiet, das in der interdisziplinären Schnittstelle von Literatur- und Medienwissenschaft liegt, sind höchst unterschiedlich. Vorüber scheinen jedoch die Zeiten, in denen einzelne Hörspielinterpretationen als medienwissenschaftliche Neuerung angepriesen werden konnten; die programmgeschichtlichen Forschungen der 80er und 90er Jahre setzen hier mittlerweile Standards. Aber auch medienliterarische Studien zu einzelnen Schriftstellern beziehen nicht mehr nur einfach deren Rundfunkarbeit mit ein, sondern bedienen sich eines ausgefeilten Instrumentariums, um sozialgeschichtliche Fragen zur intermedialen Produktion und Publikation zu stellen, oder sie erfassen mit sozialwissenschaftlichen Methoden die Strategien eines Autors, den sie als einen von mehreren Akteuren in einem literarischen Feld begreifen.

Vor dem Hintergrund dieser Forschungslandschaft verdient die Studie von Franz Steinfort Aufmerksamkeit. Sie wurde 2007 als Dissertation in Düsseldorf angenommen und stellt ein – wie der Verfasser schreibt – „quasi Nebenprodukt" (S. 7) des von Gertrude Cepl-Kaufmann geleiteten Forschungsprojekts zum „Bund rheinischer Dichter" dar. Zielsetzung der Doktorarbeit ist es, jenseits der bekannten Namen Bertolt Brecht und Alfred Döblin unbekannte(re) Autoren in den Blick zu nehmen, die – so Steinfort – „letztlich viel näher am Medium arbeiteten" (S. 9) und für die das in der



https://doi.org/10.5771/1615-634x-2009-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY